

38kg Kriegsgewicht

Im Oktober 1946 kam unser Papa endlich von der Kriegsgefangenschaft in Russland nach Hause. Doch bis zu dem Moment, in dem wir ihn wieder in die Arme schließen konnten, dauerte es eine Zeit lang. Immer wieder kamen nach Kriegsende Züge aus Russland in Wien an, Züge voll mit Heimkehrern. Frauen, Kinder und Verwandte kratzten oftmals ihr letztes Geld zusammen, um nach Wien zu fahren und am Bahnhof auf deren Liebsten zu warten – ungewiss ob sich diese im nächsten Zug befanden. Mobiltelefon oder dergleichen gab es damals selbstverständlich nicht. Manche warteten vergebens, andere konnten ihre Männer, ihre Väter, ihre Brüder wieder in die Arme schließen. Zerrissene Kleidungen, abgemagerte Gesichter und womöglich völlig andere Menschen stiegen aus den Zügen. Seelisch geschädigte, verkrüppelte und traumatisierte Personen kamen zurück, zurück nach Österreich. Und das oft erst Jahre nach Kriegsende.

Auch bei unserem Papa zog sich seine Heimkehr lange hin. Ich weiß noch, als er im Jänner 1940 einrücken musste und zuvor zu uns Kindern ins Zimmer kam, um sich zu verabschieden. Er war sehr traurig und ist nur schwer fortgefahren. Immerhin kam unser Papa zwischendurch in unregelmäßigen Abständen, vor allem am Anfang seiner Soldatenzeit, immer wieder auf ein paar Tage Urlaub heim. Am Anfang, als er noch in Graz war und dadurch öfters auf Besuch heimkam, war noch alles halbwegs in Ordnung. Auch Mama fuhr oft nach Graz, um ihn zu besuchen. Nach Graz folgten Aufenthalte als Kraftfahrer in Belgien, Rumänien (in Agram wurde Papas Schwager übrigens Bürgermeister und wurde nach Kriegsende erschossen) und schließlich Russland, wo er in Gefangenschaft kam. Papa schrieb uns aus der Ferne immer ganz viele Briefe, jeden Tag hofften wir, dass ein neuer bei uns ankam. Er versuchte den Kontakt zu seiner Familie aufrechtzuerhalten, viele Briefe wurden wahrscheinlich auch beschlagnahmt oder gingen verloren und fanden nie den Weg zu uns oder umgekehrt zu ihm.

Einmal kam er 1945 für acht Tage gemeinsam mit dem ebenfalls eingerückten Wastl Hannes nach Hause. Wastl Hans war der Bruder unseres Onkels, der die Bäckerei führte. Papa und Wastl Hans fuhren meistens gemeinsam mit dem Zug hin und her. Papa freute sich immer auf ein paar Tage in Mönichwald. Er fuhr danach immer sehr sehr schwer von zuhause fort. Es war ungewiss, ob es für der letzte Aufenthalt in Mönichwald war und ob wir zum letzten Mal unseren Papa gesehen haben. Beim Abschied flossen daher stets viele Tränen. Nach dem besagten Heimaturlaub für acht Tage würden Papa und Hans wieder gemeinsam von zuhause

wegfahren, doch Papa wartete beim Treffpunkt vergeblich auf seinen Kriegskollegen. Er kam nicht daher, auch zuhause war er nicht mehr. Man hörte nie wieder etwas von ihm. Wahrscheinlich versuchte er zu flüchten, unterzutauchen, vielleicht überlebte er irgendwo anders oder wurde als Kriegsgeflhener bald erschossen. Man weiß es nicht. Man hat nie mehr etwas von ihm gehört.

Sein Feldherr („Der Trottel, der Depperte“) hörte trotz Kriegsende und der Niederlage der Deutschen nach Kriegsende immer noch nicht auf zu kämpfen und versuchte in Russland vorzumarschieren. In dieser Kompanie war auch Papa dabei, welche daraufhin gefangen genommen wurde. Deswegen kam er erst so spät nach der Gefangenschaft in Russland nach Hause. Dadurch, dass er so lange nicht nach Hause kam und die Nazis den Überblick über alle ermordeten und gefangenen Soldaten verloren haben, schickten sie vielen Familien, die von ihren Angehörigen noch nichts gehört haben, Briefe mit Toterklärungen und Pakete für die Hinterbliebenen nach Hause. Solch ein Paket erreichte auch uns 1944, genau zu Weihnachten. Im Paket waren ein kleines Holzwagerl, eine Puppe und ein Spielzeug als Trost für uns Kinder, für das wir uns nicht interessierten – auch weil wir schon zu alt dafür waren. Auf einem Blatt Papier stand geschrieben „Für die Kinder des gefallenen Ignaz Neuhauser.“ Wir glaubten am Anfang natürlich, dass unser Papa gestorben ist. Schließlich hatte er sich auch schon länger nicht mehr per Brief gemeldet. Ganz gaben wir die Hoffnung jedoch nicht auf, irgendein Lebenszeichen von ihm zu hören. Eines Tages bekamen wir nach langem Zittern schlussendlich wirklich wieder einen Brief von Papa zugeschickt, mit seiner Handschrift und seiner Unterschrift. Wir wussten also, dass er doch noch lebt und waren alle enorm erleichtert.

Einmal waren wieder einmal draußen spielen, als es plötzlich hieß, dass wieder einige Heimkehrer in Mönichwald eingetroffen sind. Sofort liefen wir in die Stube und mussten erkennen, dass es „nur“ der Zenz-Onkel war, der heimgekommen ist. Zwar freuten wir uns auch über dessen Rückkehr, gerne hätten wir jedoch bereits unseren Papa wiedergesehen. Das auf unbestimmte Zeit lange Warten ging weiter. Die Hoffnung, dass er eines Tages heimkommen würde, gaben wir nie auf. Dafür war unser Papa zu heimatverbunden, uns zu nahestehend und ein zu großer Kämpfer. Als es endlich so weit war und ich hörte, dass Papa endlich heimkommen würde, lief ich sofort zum Kleinhansl (Fam. Schiester), wo sich meine beiden Brüder gerade aufhielten und die Kühe hüteten, um sie zu informieren. Zu dritt liefen wir danach so schnell es ging nach Hause ins Gasthaus, um unseren Papa endlich in den Armen halten zu können. Obwohl er zwischen seinen Einsätzen als Soldat auch immer wieder auf

Urlaub in unregelmäßigen Abständen nach Hause kam, waren wir in diesem Moment unendlich froh und dankbar unseren Papa endgültig wieder zu haben.

Sein Heimweg war jedoch alles andere als unbeschwerlich. Papa kam mit dem Zug bis nach Aspang, gemeinsam mit zwei anderen Kriegsveteranen. Danach ging es für die drei zu Fuß bis nach Friedberg weiter. Unser Papa war bereits in derartig schlechter Verfassung, dass ihn seine zwei Kollegen, mit denen er gemeinsam im Krieg war und die Heimkehr antrat, teilweise sogar tragen mussten. Er konnte kaum noch gehen, war nahezu kräfteelos. Aber er wollte unbedingt heimkommen, das hat er im Nachhinein auch immer und immer wieder betont. In Friedberg trafen sie Gott sei Dank den damaligen Volksschuldirektor, der die Heimfahrt für Papa nach Mönichwald organisierte. Wir erkannten ihn kaum wieder. Erst als er zwei Meter vor Lind Tante stand, erkannte sie ihn. Er wog nur noch 38kg. Wir freuten uns unglaublich, dass unser Papa endlich – nach sechs Jahren – wieder zuhause war.

Vom Charakter hat sich unser Papa nach dem Krieg überhaupt nicht verändert. Er war genauso lieb und fürsorglich wie zuvor und genauso wie ich ihn immer in Erinnerung hatte. Sprechen konnte unser Papa aber nie über das Erlebte. Er erzählte uns Kindern nie etwas von all den schrecklichen Erlebnissen und verlor kaum ein Wort über den Krieg oder die Gefangenschaft. Das Einzige, das er uns erzählte, war: „Mir half enorm, dass ich nicht rauchte und Zigaretten gegen Essen tauschen konnte. Nur so konnte ich überleben.“ Er und die anderen Gefangenen gingen, weil sie während der Zeit in Russland nichts anderes zu essen bekamen, oft zu Misthaufen, glaubten die Kartoffelschalen auf, wuschen und aßen sie dann. Er hat bestimmt viel Traumatisches erlebt, wollte uns Kinder jedoch nie damit belasten und versuchte es im Stillen zu verarbeiten.

Sein gesundheitlicher Zustand war nach der Rückkehr äußerst kritisch. Ein Jahr lang nach seiner Heimkehr war er schwer krank. Die meiste Zeit im Jahr danach verbrachte er im Krankenhaus in Vorau, dann wieder einige Tage zuhause und so fort. Er war sehr schwach und litt unter starken epileptischen Anfällen, welche seit seiner Zeit in der russischen Gefangenschaft sehr häufig bekam. Während des Kriegs selbst hatte er nie Anfälle, danach dafür umso öfter. Als Papa heimkam sagte ich zu Mama „Jetzt ist eh alles gut, jetzt ist da Papa wieder daheim.“ Ich wusste nichts von seinen Anfällen und Näheres über seinen Gesundheitszustand, dies wurde uns Kindern immer verschwiegen. Verschwiegen auch deshalb, damit wir einen Anfall nicht mitansehen müssen. Die Anfälle waren in den ersten

Jahren nach dem Krieg ein ständiger Begleiter. Einmal saß ich neben ihm im Esszimmer als er plötzlich die Augen überdrehte, zu zittern begann und zu Boden fiel. Ich rief schnell um Hilfe, da ich ihn alleine nicht aufheben konnte. Jetzt wusste ich auch, wieso er uns diesen Anblick immer ersparen wollte – ein fürchterlicher Anblick.

Nachdem er wieder halbwegs fit war und von Dr. Fuchs aus Grafendorf wegen seiner andauernden epileptischen Anfälle medikamentös richtig eingestellt wurde, richtete er sich zuhause in einem Extrazimmer mit Kamin eine Werkstatt als Schuhmacher ein, seinem Ursprungsberuf. Er war immer fleißig, war es gewohnt zu arbeiten und hat alle Dinge, die anfielen, auch gemacht: Wirtshaus betreuen, Kaffee rösten oder Holz hacken.

Eine Arbeit bekam er nach seiner Rückkehr und dem Kriegsende, wobei das Ende relativ war, vorerst aufgrund seiner Parteinummer nicht. Mein Papa war keineswegs ein Nazi, er wäre der letzte gewesen, der anderen Menschen etwas Schlechtes tun hätte wollen. Die Parteinummer bekam nur er, weil er aufgrund des Einmarsches der Deutschen und dem damit verbundenen Einzug aller Autos und Busse des damaligen Transportnehmens von Onkel Lind, nicht mehr als Chauffeur arbeiten konnte und auch sonst nirgendwo Arbeit bekam, nirgendwo ohne Parteinummer. Diese Parteinummer vor seinem Kriegseinzug holte ihn nun ein. Vor seiner Einrückung sorgte Herr Wastl, der Bäcker, daher für die Parteimitgliedschaft, damit er von 1938-1940 wenigstens bei der Post als Briefträger arbeiten konnte. Als Briefträger war er für das Gebiet rund um St. Jakob zuständig. Die Parteinummer war zur damaligen Zeit einfach notwendig, um arbeiten zu gehen und die Familie ernähren zu können. Nachdem er die SA-Uniform bei einem SA-Treffen im Dorf ausfasste, kam er damit angezogen heim und sagte zu uns: „Schauts mich genau an. Die werde ich jetzt in den Kasten hängen und nie wieder anziehen.“ Zuvor hatten die die Nazis den Pfarrer Wieser von Mönichwald zum Schikanieren und Einschüchtern die Wiese hinunter in den Graben warfen. Ein Grund mehr, die Uniform nie wieder anzuziehen.

Nachdem das Missverständnis rund um seine Parteinummer nach dem Krieg geklärt war und er aus dem Parteibuch ein für alle Mal entfernt wurde, begann er wieder bei der Post als Briefträger zu arbeiten. So richtig mochte er den Job nie, übte ihn jedoch immer mit großer Gewissenhaftigkeit aus. Er kam danach zur Postgarage in Hartberg. Dieser Job war körperlich jedoch fast zu anstrengend für ihn. Er hat sich fast übernommen und geglaubt, trotz seiner Krankheitsgeschichte, alles wie früher tun und arbeiten zu können. Einmal bekam er aufgrund

der Anstrengungen wieder einen Anfall und kam danach ins Krankenhaus. Die Leute glaubten schon, dass unser Papa stirbt und „er nicht davonkommt“. Dem Ignaz wurde beispielsweise eines Tages bei einem Gasthaus in Grafendorf, bei dem er vorher arbeitete und noch viele Bekannte hatte, schon Beileid gewünscht, obwohl Papa noch lebte. Nachdem er wieder einmal vom Krankenhaus heimkam, verließ er die Postgarage und wurde Beifahrer beim Paketwagen der Post.

Mit 64 Jahren, kurz vor seiner Pensionierung, wurde er nach einer starken Verkühlung schwer lungenkrank. Durch ein Abszess auf der Lunge wurde er von seinem Hausarzt Doktor Fuchs für nach Rekheim überwiesen. Mama versuchte ihn in der Zwischenzeit so gut es ging wieder aufzupäppeln. Sie behandelte ihn unter anderem mit einem speziellen Wickeltuch. Sie tränkte das rückengroße Tuch in Zucker und bestrich es mit Honig und feinem Graecum (Bockshornklee). Das Tuch legte Mama auf Papas Rücken und ließ es die ganze Nacht oben. Zusätzlich zu dieser Methode aß Papa jeden Tag einen Esslöffel voll warmer Hundsfetten, die ihm ein Jäger aus Wenigzell besorgte, da er hörte, dass dies bei Lungenkrankheiten gut helfen würde. Mama setzte zu all den alternativmedizinischen Methoden darüber hinaus auch ein Gemisch aus Eiern und Cognac an, das sie sechs Wochen lang in der Sonne stehen ließ. Als das Gemisch fertig war, trank Papa jeden Tag ein Stamperl davon. Auf einmal bekam er 40 Grad hohes Fieber und es ging ihm ganz schlecht. Ich weiß es noch ganz genau – freitags wurde er krank und dienstags hätte er nach Rekheim kommen sollen. Wir hofften alle, dass er bis Dienstag gesund werden würde und die Kur antreten könnte. Als er das Fieber wirklich überstanden hatte, kam er schlussendlich nach kurzem Bangen doch nach Rekheim. Die Ärzte und Schwestern dort fanden jedoch heraus, dass das Abszess weg war. „Was haben’s denn gemacht, Frau Neuhauser?“, fragte eine Schwester meine Mama. Alles hat sie der Schwester aber nicht erzählt.

Im Jahr 1983 ist er schließlich nach einer schönen Pension an Altersschwäche verstorben. Dass er 83 Jahre alt wird, hätte er nie gedacht, hatte er doch einen langen Leidensweg hinter sich. In der Pension hatten meine Eltern, nachdem Papa wieder gesund war, ein schönes und erfülltes Leben. Ein Leben, das auch mehr als verdient war. Sie lebten in der Stefan-Seedoch-Alle in einer Wohnung in Hartberg. Papa ging mit unserer Mama oft spazieren, schaute auf meine beiden Kinder Gabi und Peter, half uns viel und oft beim Hausbauen, räumte die Baustelle zusammen, putzte oder fand sich sonst irgendeine Arbeit. Alles was er machte, erledigte er sorgfältig, vorsichtig und mit Bedacht. Er war generell immer ein sehr vorsichtiger

Mensch. Am Schluss seines Lebens war er schon sehr schwach, kurze Zeit im Altersheim (Oktober 1982-Februar 1983) und danach bereits im Krankenhaus Hartberg stationär. Im Altersheim ging es ihm, auch aufgrund mangelnden Personals und dem nicht so hohen Standard damals, nicht besonders gut. Er kam daraufhin ins Spital. Mama war bereits den ganzen Tag bei ihm, weil es schon absehbar war, dass er bald sterben würde. Dann löste ich Mama am Abend ab. Am Abend ließ ich mich jedoch von der Krankenschwester überreden, heimzugehen. Schließlich musste ich am nächsten Tag in der Früh wieder in Hartberg arbeiten. Sie sagte mir, dass sie sich melden würde, falls etwas geschieht. In der Nacht rief sie schlussendlich wirklich an und ich stapfte durch den Schnee zum Krankenhaus. Er war bereits verstorben. Zu Fuß deshalb, weil mein Mann zu dem Zeitpunkt gerade mit dem Auto beim Eisteich war und von all dem nichts wusste. Mein Sohn Peter sagte nach dem Tod von Papa zu mir, dass er niemals neben mir gestorben wäre – war ich doch sein Liebling und hatte eine ganz besondere Bindung zu ihm. Dass ich im Moment des Sterbens nicht bei ihm war, werde ich mir trotzdem nie verzeihen.